

Modell geändert, Marke bleibt

Von Prof. Wolfgang A. Herrmann
Präsident der Technischen Universität München

Europa ist unsere Zukunft. Sein Fundament ist die abendländische Wertekultur, aus der mit der Schubkraft der Aufklärung auch ein bürgergesellschaftliches Bildungsverständnis resultierte. In unterschiedlichen regionalen Ausprägungen und Organisationsformen zeigt es sich auf dem ganzen Kontinent. Nach den Reformen von Pestalozzi und Humboldt wurde das deutsche Bildungssystem besonders erfolgreich, nicht zuletzt weil es die naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen integrierte und mit ihnen die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts gestaltete. Die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen kamen zumeist aus deutschen Hochschul- und Industrielaboratorien, Deutschland wurde sozusagen zur „Apotheke der Welt“, das anfangs geschmähte „Made in Germany“ wurde zum internationalen Warenzeichen.

Die fortschreitende Integration Europas braucht nun einen gemeinsamen Bildungsraum – mit regionalen Akzenten zwar, aber gegenseitig durchlässig. Denn Europa ist im globalen Wettbewerb besonders erfolgreich, wenn es mit einem halbwegs kohärenten Schul- und Hochschulsystem aufwartet.

Es war die Vision eines „europäischen Hochschulraums“, mit der die Bildungsminister der europäischen Mitgliedstaaten vor genau 100 Jahren den sog. „Bologna-Prozess“ starteten. Zuerst von den wenigsten ernst genommen und dann halbherzig angegangen, hat „Bologna“ zu allerhand Missverständnissen geführt. In Deutschland ist „Bologna“ zwischen die Mühlen des Bundes (Hochschulrahmengesetz) und der Kultusminister-Konferenz geraten. Das im Kern richtige Föderalismusprinzip verhinderte die Setzung bester Standards, wie sie im nationalen Interesse eigentlich notwendig sind. Nicht jedes Bundesland investiert in seine Hochschulen so viel wie Bayern und Baden-Württemberg. Deshalb fürchteten andere, ins Hintertreffen zu geraten.

Wie stellt sich „Bologna“ heute für die Studierenden dar? An die Stelle des traditionell einstufigen Hochschulstudiums (Diplom) ist das zweistufige Bachelor/Master-Studium getreten. Dabei handelt es sich um eine sinnvolle neue Studienorganisation, die von guten Hochschulen auf mindestens dem alten Niveau ausgestaltet wird. Ein besonders wichtiger Vorteil liegt in der Zäsur nach einem abgeschlossenen grundständigen Bachelor-Studium. Sie eröffnet einerseits eine Wechselmöglichkeit in ähnliche oder andersartige Studiengänge (Master), andererseits erleichtert sie den Studienplatzwechsel an andere Hochschulen im In- und Ausland.

Mit erworbenen ECTS-Punkten (European Credit Transfer System) werden erbrachte Studienleistungen europaweit anerkannt. Gewiss ist das System noch nicht perfekt, jedoch zeigen sich die ersten Erfolge. Freilich wird es immer exzellente und weniger leistungsfähige Hochschulen geben: forschungsstärkere und -schwächere. Das ist aber auch im Sinne eines gesunden Wettbewerbs, der keine regionalen oder nationalen Grenzen mehr kennt. Wettbewerbliche Schutzräume sind weggefallen.

An einigen Hochschulen, wie an der Technischen Universität München, ist der zweistufige Ausbildungsmodus komplett umgesetzt. Die Klügeren haben sich Nivellierungstendenzen widersetzt. So wollten politische Kreise das Bachelor-Studium als Regelstudium sehen und nur eine bestimmte Absolventenquote in das nachfolgende

Master-Studium aufgenommen wissen. Unsere Prinzipientreue als eine der führenden Universitäten verlangte es, dass wir Studienbewerber aufnehmen, die das Zeug für ein komplettes Universitätsstudium mitbringen – also Bachelor + Master, möglichst auch Promotion.

Um diesen Ansatz zu demonstrieren setzen wir auf das Zeugnis eines erfolgreichen Ingenieurabsolventen gleichzeitig die akademischen Grade „Master“ und „Diplom-Ingenieur“. Letzterer ist das universitätstypische Markenzeichen der forschungsgeleiteten deutschen Ingenieurausbildung.

Es ist wie in der Automobilindustrie, wo das Markenzeichen

am Kühlergrill bleibt, auch wenn sich das Modell vom Fließheck (einstufige Ausbildung) zum Stufenheck (zweistufige Ausbildung) geändert hat. Auf den Inhalt und die Qualität kommt es an, weshalb für den BMW nach wie vor der weiß-blaue Propeller steht, obwohl das Unternehmen längst keine Flugzeugmotoren mehr baut.

Allerlei Firlefanz hat man sich mit den verschiedenen „Akkreditierungs-Agenturen“ geleistet. Sie haben zahllose neue Studiengänge einzeln „akkreditiert“, nur um Mindeststandards sicherzustellen. Weil sich aber eine Universität wie die TUM keine Mindeststandards bescheinigen lassen muss, sondern sich an den internationalen Benchmarks zu orientieren hat, verweigerten wir uns dieser kostspieligen Bürokratie. Die von uns als Gegenmodell angelegte „Systemakkreditierung“ bedeutet, dass jede Hochschule ihr eigenes Qualitätsmanagement schafft, das im Ganzen von einer internationalen Fachkommission unter Berücksichtigung des Forschungsumfelds auf den Prüfstand genommen und ständig fortgeschrieben wird. Damit weist sich die betreffende Hochschule als national und international sichtbare Marke aus. Ausreißer nach unten werden schon deshalb korrigiert, weil die Hochschulgemeinschaft an sektoralen Defiziten nicht interessiert sein kann.

Qualitätsbewusstsein heißt auch, dass man nicht alle Fächer über einen Kamm schert. So hat die Bologna-Idee keinesfalls einheitliche Studienzeiten vorgeschrieben. Nicht jedes Bachelor-Studium ist sturheil in sechs Semestern zu machen. Deshalb sind wir am Beispiel der Architektur aus diesem Schema ausgebrochen. An den besten Architekturschulen der Welt dauert das Grundstudium rund acht Semester, deshalb auch bei uns. Davon müssen die Studentinnen und Studenten zwei Semester an einer unserer 40 internationalen Partneruniversitäten studieren, um als angehende Architekten die erforderliche Auslandserfahrung zu gewinnen.

Gegenwärtig wird oft behauptet, „Bologna“ verlängere nur die Studienzeiten und „verschule“ das Studium obendrein. Ersteres gilt nur dort, wo es an Planung und Logistik mangelt; an der TU München wurde das Studium dagegen kürzer. Der Verschulungsvorwurf mag zutreffen, doch stellen wir fest, dass gute Studenten trotzdem ihre außerfachlichen Interessen wahrnehmen.

Was haben wir gelernt? Wer gute Ideen – und „Bologna“ ist eine! – selbstbewusst und qualitätsbewusst angeht, kann sich für die Hochschule und ihre Studierenden erhebliche Wettbewerbsvorteile erwirtschaften. Die jungen Leute sehen durchaus diese Vorteile, sonst wären die Einschreibungszahlen bei uns nicht um 30 Prozent in nur fünf Jahren gestiegen – trotz des anspruchsvollen Auswahlverfahrens. Die diesjährigen Abiturienten sollen sich von allerlei Gerüchten über das Bachelor/Master-Studium nicht irritieren lassen. Vielmehr sollen sie sich die Hochschule genau ansehen, an der sie studieren wollen, egal ob Fachhochschule oder Universität.

Die Abiturienten sollen sich von Gerüchten über das Bachelor/Master-Studium nicht irritieren lassen.
